

Das Gebäude wirkte düster und abweisend. Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengrube sondierte ich den nur schlecht beleuchteten, aus quadratischen Granitplatten bestehenden Weg vor mir. Dort musste ich lang. Leider.

Bisher war es doch gar nicht so schwer gewesen, versuchte ich mich aufzumuntern. Das flaue Gefühl im Magen ließ sich aber nicht davon beeindrucken. Kneifen gilt nicht, Blauvogel, knurrte ich also. Bist schließlich nicht mitten in der Nacht den ganzen Weg nach Oberhausen gefahren, um jetzt einfach wieder abzdrehen. Los jetzt!

Zögernd setzte ich mich in Bewegung.

Ein Geräusch ließ mich abrupt inne halten. Für einen kurzen Augenblick setzte mein Herzschlag aus. Es ist nichts, beruhigte ich mich. Dennoch verharrte ich reglos und lauschte angestrengt.

Da war es wieder. Leise erst, ein dumpfes Brummen nur. Dann lauter. Böseartig. Und verdammt nah, direkt vor mir im tiefen Schlagschatten des Gebäudes. Kalter Angstschweiß lief mir in feinen Rinnsalen den Rücken hinunter.

Nicht, dass ich mich grundsätzlich vor Hunden fürchte. Eigentlich komme ich gut mit ihnen klar. Natürlich gibt es Ausnahmen, doch daran sind eher die zugehörigen Hundebesitzer schuld. Man muss ein paar Dinge beachten, dann ist der Umgang mit Hunden kein Problem. Einige Regeln nur: Nicht wild mit den Armen rudern. Keine hektischen Bewegungen. Freundlich und leise mit ihnen spre-

chen. Keine Angst zeigen. Nicht in ihr Revier eindringen. Wirklich einfach. Kein Problem.

Aber eine dieser Spielregeln hatte ich verletzt. Leider war es die wichtigste. Ich war über ein abgeschlossenes Tor geklettert und in ein eingezäuntes Grundstück eingedrungen.

Er ist bestimmt angekettet, versuchte ich mich zu beruhigen. Vorsichtig machte ich einen Schritt rückwärts.

Da war es wieder. Ein langgezogenes Grollen, nicht weniger furchteinflößend als das erste Mal. Ich erstarrte.

Denk nach, befahl ich mir. Denk dir was aus! Mir fiel nichts Gescheites ein. Zurück bis zu dem hohen Tor, über das ich vor ein paar Minuten geklettert war, kam ich nie und nimmer. Es sei denn, der Hund war angekettet. Was ich nicht wusste. Und worauf ich mich auf keinen Fall ernsthaft verlassen wollte.

Vorsichtig wandte ich den Kopf nach links, dann nach rechts.

Der Weg, auf dem ich stand und der direkt auf den gläsernen Eingang des Gebäudes zuführte, war in regelmäßigen Abständen flankiert von einer Art Gerüst, das sich in leichten Bögen parallel zum Weg schwang und damit eine Art Kreuzgang bildete. Nur dass die tragenden Säulen nicht rund und aus Stein waren, sondern sich wie die eisernen Streben des Eifelturmes in einer Art Gitterwerk verschlungen in die Höhe hoben. Knapp zwei Meter links hinter mir befand sich eine dieser Säulen. Dort musste ich hin.

Behutsam machte ich einen weiteren Schritt rückwärts.

Augenblicklich knurrte es. Schwoll an und ging in ein wütendes Bellen über. Etwas Massiges setzte sich in Bewegung.

Ich spurtete los. Das Bellen wurde lauter, aggressiver. Ich erreichte die Säule, griff nach einer Strebe, zog mich hoch... spürte, wie das Tier hinter mir ebenfalls in die Höhe sprang, nach mir schnappte – oh Gott, ich spürte schon die Zähne in meinem Fleisch, schwer zog es an mir. Dann hörte ich Stoff reißen und ein lautes Platschen, mit dem das Viech zurück auf den Boden schlug.

Hastig kletterte ich weiter, hangelte mich höher und zog mich schließlich auf den zur nächsten Säule hinüber gespannten Bogen hinauf.

Der Hund sprang knurrend an dem Pfeiler hoch, rutschte an dem Metall ab und landete erneut mit einem uneleganten Plumps auf dem Boden. Er versuchte es noch ein paar Mal, dann gab er auf. Umkreiste die Säule und setzte sich schließlich mit aufmerksam nach oben gerecktem Kopf und lautem Grollen vor den metallenen Pfeiler.

Ich kniete immer noch auf allen Vieren. Tastete vorsichtig mit der Hand mein Hinterteil ab. Es schien unversehrt. Aber in die Jacke hatte das Biest ein großes Loch gerissen. Meine gute Wanderjacke! Ich hatte sie angezogen, weil sie dunkel und leicht war und über eine Reihe von Taschen verfügte, in die ich die wichtigsten Utensilien packen konnte.

»Scheißköter« fluchte ich.

Der Köter war ein Rottweiler. Groß. Schwarzbraun. Mit massigem Kopf und einem mächtigen Gebiss. Und er knurrte erneut sehr bedrohlich.

Vorsichtig drehte ich mich aus der Vierfüßlerposition in die Sitzhaltung. Etwas rutschte aus meiner Jackentasche und schlug mit einem hässlich metallenen Geräusch auf dem Boden auf. Mein Handy.

»Clever, Blauvogel!«, kommentierte ich böse. Und während ich meine Lage sondierte, feststellte, dass ich keine Chance hatte, zurück zum Tor zu gelangen und versuchte, eine halbwegs bequeme Position auf meiner Querstrebe zu finden, machte es sich der Hund gemütlich, legte den massigen Kopf auf seine ausgestreckten Vorderbeine und signalisierte mir ab und zu mit einem tiefen Grollen aus seinem mächtigen Brustkorb, dass er seine Aufgabe nach wie vor sehr ernst nahm.

Ich beobachtete, wie der Mond langsam über dem Wipfel eines Baumes auftauchte, wartete darauf, dass irgendein Wachdienst vorbeikommen und mich aus meiner misslichen Lage befreien würde und verfluchte den Tag, an dem das alles begonnen hatte.

Zwanzig Uhr. Ich wagte einen Versuch, raffte meine dunkelblauen, mit eingewobenen Sternen versehenen Vorhänge beiseite und öffnete die großen Fensterflügel meines Spitzgiebels. Eine Welle von heißer Luft schlug mir entgegen. Ich tappte über den einen knappen Meter breiten Sims zu meinem Balkon hinüber. Das Gitter der Brüstung war so von der Hitze aufgeladen, dass man es kaum berühren konnte.

Resigniert inspizierte ich meine Balkonpflanzen. Die Blätter des Hibiskus hingen herunter, der Oleander wirkte eher grau als grün und wies bräunliche Flecken auf, Feigenbaum und Yucca-Palme hatten bis auf einen feinen Kranz noch junger Triebe sämtliche Blätter abgeworfen, und die sonst so üppige Pracht meiner Stauden, Ranken und Sommerblumen in den Kästen war zu einer Art verdorrtem Gestrüpp verkommen.

»Ihr solltet doch südländisches Klima gewohnt sein«, sagte ich kopfschüttelnd, drehte die Düse an der Spitze des Schlauches auf und ließ einen sanften Regen sonnen erhitzten Wassers über die Pflanzen rieseln. »Mehr als zweimal am Tag gießen kann ich euch nicht, ihr Schätzecken. Ihr verbrennt, wenn ich euch tagsüber in der prallen Sonne Wasser gebe!«

Sie antworteten nicht. Sacht strich ich dem Oleander über die Blätter. Ich bildete mir ein, dass zumindest er jetzt etwas besser aussah. Er ließ ein paar Blätter fallen. Vermutlich, um mich des Gegenteils zu belehren.

Als ich die Wohnung wieder betrat, schlug mir warmer, abgestandener Mief entgegen. Nicht, dass ich etwas dafür konnte. Angesichts der bereits über fünf Wochen andauernden Hitze war es einfach unmöglich, tagsüber die Fenster zu öffnen.

Verdrossen kletterte ich die fragile Treppe aus Drahtseilen und Buchenholz von der oberen Ebene meiner Wohnung hinunter und öffnete die Fenster auf der gegenüberliegenden Seite des Wohnraumes. Einen Moment blieb ich stehen und wartete auf einen Luftzug. Vergebens.

Der Kaltwasserhahn spendete warmes Wasser. Ich öffnete den Kühlschrank und stellte fest, dass ich mal wieder vergessen hatte, eine Flasche mit sodagestreamtem Wasser kalt zu stellen. Ein paar schrumpelige Radieschen. Ein kleines Stück Comté mit einer unappetitlichen Färbung. Ansonsten war der Kühlschrank leer. Notgedrungen beschloss ich, hinunter ins Viertel zu gehen.

Auf dem Isenbergplatz herrschte reges Treiben. Der Spielplatz war voll mit Kindern und Hunden. Mütter und Väter hockten oder standen in kleinen Grüppchen zusammen und palaverten, als würden sie sich auf einer italienischen Piazza befinden. Die Tische unter den hohen Platanen des Café Click waren ebenso besetzt wie die des De Prins, und die Seitenstraßen, die sternförmig auf dem Platz mündeten, spuckten weitere Grüppchen mit leicht bekleideten, biergartensüchtigen Menschen aus. Es würde mal wieder eine lange, schlaflose Nacht werden.

Suchend sah ich mich um. Schließlich entdeckte ich Bertholds Glatze an einem der eng zusammenstehenden Tische. Er winkte mir zu. Wundersamerweise befanden sich zwei freie Stühle an seinem Tisch, die er energisch ge-

gen den Andrang verteidigte. Ich ließ mich erleichtert auf einen der beiden Sitze plumpsen.

»Hi, Toni«, grüßte er mich mit warmem Lächeln.

»Bertold!«, lächelte ich zurück. »Was für ein Glück, dass du hier bist. Sonst hätte ich wohl kaum eine Chance gehabt.«

»Hast du deinen Anrufbeantworter nicht abgehört?«, fragte Bertold erstaunt. »Ich hatte doch vorgeschlagen, dass wir uns hier treffen.«

»Echt? Das habe ich nicht mitbekommen.« Ich schüttelte meinen Kopf. »Ich war heute nicht lange im Büro. Ein bisschen Tauschbörse, ein bisschen Jobbörse im Internet, so ein Kram halt. Ist einfach nichts los zurzeit. Also habe mich auf mein Sofa gehauen und still vor mich hin geölt. Wolltest du was Bestimmtes?«

Bertold nickte. Auf seiner polierten Platte glänzte es feucht. »Besetzt«, verteidigte er den freien Stuhl gegen den Zugriff durch eine aufreizend leicht bekleidete Blondine. Er schien noch jemanden zu erwarten. Dann schob er mir auffordernd den Lokalteil der NRZ über den Tisch.

Er sah aus wie Heinz Erhardt. Rundes Gesicht unter nach hinten gekämmten schütterten Haaren. Große Brille aus dunklem Horn. Ich betrachtete das Foto, registrierte den üppigen Mund in diesem fast mongoloid wirkenden Mondgesicht, die leicht verschmizt aussehenden Augen dieses Mannes.

»Lies«, drängte Bertold.

Gehorsam folgte ich den Zeilen, die das Foto einrahmten. *Tod eines Insolvenzverwalters*, las ich. *Gestern wurde die Leiche von G. Schöffler aufgefunden. Ruderer des Clubs FC-Fischlaken fanden den Mann in den frühen Morgen-*

stunden in einem Kahn auf dem Baldeneysee treibend. Der Tote trug Radlerkleidung. Von seinem Rad fehlt bis jetzt jedoch jede Spur. G. Schöffler war Insolvenzverwalter und den Heisinger Bürgern wegen seines Engagements für den Erhalt der St. Georg-Kirche sehr gut bekannt. »Wir haben eine wertvolle Stütze unserer Gemeinde verloren«, klagte Pfarrer Hermann W. Furtweiler.«

14

Unschlüssig drehte ich die NRZ zu einer Rolle zusammen. »Und? Was soll ich damit?«, fragte ich und schlug mir die Zeitung in die geöffnete Hand.

»Der Mann ist tot«, sagte Bertold. Dabei sah er mich an, als sei das bereits Erklärung genug.

»Dann muss er wenigstens nicht mehr schwitzen.« Ich grinste über meinen Witz, während ich mit dem Handrücken den Schweißstropfen wegwischte, der sich in meiner Augenbraue verfangen hatte. »Der Glückliche!«

»Damit macht man keine Scherze!«, tadelte Bertold pikiert.

Überrascht sah ich ihn an. Er war doch sonst nicht so – wie auch immer ich das nennen sollte.

»Wirklich, Toni. Das ist überhaupt nicht komisch.« Bertold zog ein kariertes, zerknittertes Taschentuch aus seiner Jeans und wischte sich über die Glatze.

Ich begriff. »Tut mir leid, daran habe ich wirklich nicht gedacht«, entschuldigte ich mich schnell. Es war erst gute dreieinhalb Jahre her, dass Bertold seinen Krebs überstanden hatte. Den Krebs und die Chemotherapie. Da er ein Hüne von Mann war, vergaß man schnell, dass er nach wie vor auf einer Bombe saß, bei der man nicht sicher sein konnte, ob sie auch wirklich entschärft worden war. Die Glatze, die seltsam spärlich hellen Augenbrauen und die fast wimpernlosen Augen waren das einzige, was einen an

die Krankheit erinnerte. Und daran hatte ich mich nun mal gewöhnt.

»War ein blöder Scherz«, sagte ich zerknirscht und legte ihm begütigend die Hand auf den Arm.

»Schon gut.« Er lächelte zurück.

»Also, was soll ich damit?« Erleichtert nahm ich das helle Weizen entgegen, das die Kellnerin mir reichte. Ich stürzte einen großen Schluck in mich hinein. Kalt. Köstlich.

»Ich will, dass du ein bisschen recherchierst in diesem Fall«, sagte Bertold.

»Machst du Witze?«

»Wieso! Der Eintrag in der Tauschbörse »Biete detektivische Fähigkeiten« ist doch bestimmt von dir, habe ich recht?«

Siedendheiß fiel es mir wieder ein, wie ich, frisch aus dem Krankenhaus entlassen, mit zerschundenem Körper, aber eindeutig lebend, aus der Euphorie der Stunde heraus am Nachmittag von Silvester diesen Eintrag in die Tauschbörse gemacht hatte. Die Tauschbörse oder der VNH Essen-Süd, der »Verein für Nachbarschaftshilfe Essen Süd«, wie sich diese von mir ins Leben gerufene Initiative nun mittlerweile nannte.

»Ja, aber doch nicht bei Mord«, protestierte ich lahm.

»Warum denn das nicht?«

Verwundert schüttelte Bertold den Kopf.

»Das war doch damals auch Mord, und du hast den Fall gelöst!«

15

Und so war ich an den Fall geraten, wegen dem ich jetzt – knapp drei Wochen später – spürte, wie die Metallstreben meines luftigen Domizils unangenehme Riefen in mein Hinterteil drückten.

Zum dritten Mal innerhalb der letzten Stunde summt mein Handy unten auf dem Weg leise die Melodie ›*Ich brech die Herzen der stolzesten Frau'n*‹.

Zum dritten Mal innerhalb der letzten Stunde jaulte der Hund und legte die Pfote auf das Gerät, als wollte er es zum Schweigen bringen.

Und zum dritten Mal zog er erschrocken die Pfote zurück, als kurz darauf vibrierend eine SMS einging. Jemand versuchte hartnäckig, mich zu erreichen.

Ich verfolgte, wie ein fetter Mond seine Bahn zog, hörte die Bestie unter mir hecheln und wartete.

»Das ist Ruby. Sie braucht deine Hilfe«, stellte Bertold vor. »Eine äh...« – er räusperte sich verlegen – »meine Freundin.«

Überrascht registrierte ich die leichte Röte, die plötzlich Bertolds Gesicht überzog. »Bertold, du hast ja Geheimnisse vor mir«, neckte ich ihn. Dann reichte ich der Frau meine Hand. »Hallo Ruby, ich bin Toni.«

Neugierig betrachtete ich sie. Walkürenhafte Erscheinung. Nicht dick, sondern groß mit kräftigem Knochengestüt und einer ungezügelten Flut rotblonden Haares. Den Lebensspuren in ihrem Gesicht nach schätzte ich sie auf

Anfang Vierzig. Sie umarmte Bertold, drückte ihm einen Kuss auf den Mund, schälte sich aus ihrer dickledrigen Motorradkluft, unter der sie nur Shorts und ein rotes Top trug, nahm auf dem freien Stuhl an unserem Tisch Platz und unterzog mich dann ebenfalls einer neugierigen Mustering.

Schließlich lächelte sie mich an. Mehrere ihrer Vorderzähne tanzten schief aus der Reihe und verliehen ihrem Lachen etwas Verschmitztes und ungemein Ansteckendes.

Spontan lächelte ich zurück. Nett, befand ich. Sehr nett. Ich freute mich für Bertold. Er war sehr lange allein gewesen.

»Hat das etwa hiermit was zu tun?«, fragte ich und schob ihr die Zeitung hinüber.

Sie warf einen Blick auf die Schlagzeile und nickte. »Ja. Bertold hat gemeint, du könntest vielleicht helfen.«

»Ich bin kein Privatdetektiv«, wehrte ich ab. »Mit der Anzeige in der Tauschbörse habe ich den Mund etwas zu voll genommen.«

»Wissen wir«, mischte Bertold sich ein. »Aber trotzdem hast du im Winter einiges zur Aufklärung eines Mordes beigetragen. Und hierbei geht es eigentlich noch um viel mehr.«

Ablehnend hob ich beide Hände. »Dazu braucht man eine Lizenz.« 007, Lizenz zum Töten, schoss es mir durch den Kopf. Prompt stellte mir vor, wie ich mit einem Flitzer à la Bond männernaschend und bösewichtmordend über die Serpentina der Côte d'Azur raste. Ich grinste albern.

»Hör dir die Geschichte doch erst mal an, Toni, dann kannst du doch immer noch entscheiden.«

»Ich will nicht, dass ihr euch falsche Hoffnungen macht«, verteidigte ich mich, plötzlich wieder ernst. »Worum geht's denn überhaupt?«

»Lass gut sein, Bertold.« Ruby winkte ab. Plötzlich sah sie sehr erschöpft aus.

Ich nippte an meinem Weizen und fühlte mich unbehaglich. »Immer noch affenheiß«, brummte ich schließlich verlegen, als das Schweigen anhielt. »Ich glaube, ich nehme noch mal ne kalte Dusche und versuche zu schlafen. Bis die Tage!«

4

Am nächsten Morgen hatte ich die Sache schon wieder vergessen. Mit Einkaufskarre und Rucksack zockelte ich zu Kaisers hinüber. Ich stockte meine Lebensmittel- und Getränkevorräte wieder auf. Obst, Salat, Gemüse, Quark, Yoghurt, viel Käse, zwei Großpackungen Eis, Kekse, diverse Tees, die auch kalt schmecken würden. Wein und Bier. Bei Peters kaufte ich noch ein Nussbrot.

Die bis zum Rand gefüllte Omakarre zog schwer an meinem Arm, der pralle Rucksack drückte mir ins Kreuz. Es war erst zehn, aber der Schweiß rann mir bereits in Bächen unter dem luftig geschnittenen Sommerkleid am Körper hinunter.

Aus dem Schlitz meines Briefkastens grinste mir hämisch die Post entgegen. Das Format verriet schon alles. Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Absender, seufzte und klemmte mir die großen Couverts unter den Arm. Waren ohnehin nicht mehr zu gebrauchen, die Unterlagen, wenn sie so lieblos in den kleinen Kasten gestopft wurden. Dabei investierte ich viel Geld in diese Mappen. Die Umschläge, in denen ich sie versandte, hatten einen pappverstärkten Rücken, damit sie nicht geknickt werden konnten. Doch wenn ich überhaupt was von dem Zeug zurückbekam, dann steckte es in einem Billigumschlag, den irgendein Idiot von Postboten knicken und lieblos in einen zu kleinen Briefkasten quetschen konnte.